

NIEMALS EINE ATEMPAUSE

Handbuch der politischen Poesie
im 20. Jahrhundert

Herausgegeben
von Joachim Sartorius

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2014

© 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln
Autorenfoto: © Mathias Bothor/photoselection
Gesetzt aus der Minion und Myriad

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-04691-5

1.

DER ARMENISCHE GENOZID (1909–1918)

In der Endphase des Osmanischen Reiches hatte die neue Führung der »Jungtürken« eine pantürkische Ideologie und die Vorstellung von einem ethnisch definierten Großreich entwickelt. Die Spannungen zwischen der moslemischen Mehrheit und den christlichen Minderheiten nahmen nach dem Tod von Sultan Abdulhamid II. (1909) erheblich zu. Die der türkischen Armee unter Enver Pascha durch russische Truppen zugefügte Niederlage bei Kars im Winter 1914/15 wurde zum Katalysator der armenischen Tragödie. Man suchte nach Sündenböcken und fand sie in den Armeniern, die als Schuldige und Kollaborateure gebrandmarkt wurden. Mit vorbereiteten Massenverhaftungen in Konstantinopel begann am 24. April 1915 die große Mordkampagne. An jenem Tag ordnete der jungtürkische Innenminister Mehmet Talat Pascha an, Armenier festzunehmen und zu deportieren. Im Mai 1915 folgte die Anordnung, ganze armenische Gemeinden in die syrische Wüste zu deportieren. Sie wurden entweder umgebracht oder starben unterwegs an Erschöpfung, Hunger oder den in den Lagern grassierenden Epidemien. Im Laufe von zwei Jahren fanden etwa eine Million Menschen den Tod.

In den Massakern an den Armeniern und der Vernichtung der ältesten Zivilisation in diesem Teil der Welt zeigten sich bereits alle Formen des militanten Nationalismus – politischer Massenmord, ethnische Säuberung und Genozid –, welche das Jahrhundert prägen sollten. Europäische und amerikanische Zeitungen hatten schon sehr früh über die Massaker berichtet, zwischen 1915 und 1918 wurden 100 Millionen US-Dollar Hilfe für die Armenier allein in den USA gesammelt. Präsident Woodrow Wilson hatte im zwölften seiner berühmten »Vierzehn Punkte« das Überleben Armeniens angesprochen. Kaum zwanzig Jahre später unterstreicht die rhetorische Frage, die Adolf Hitler wenige Tage vor der Invasion Polens 1939 seinem Generalstab stellte: »Wer spricht denn heute noch von der Vernichtung der Armenier?«, den moralischen Imperativ, Geschichte als lebendiges Gedächtnis zu erinnern.

KOMITAS VARDAPET, geb. 8. Oktober 1869 in Kütahya, Osmanisches Reich, gest. 22. Oktober 1935 in Paris. Zum Priester ausgebildet, studierte er in Tiflis und Berlin, wo er an der Humboldt-Universität 1899 in Musikwissenschaften promovierte. Am 24. April 1915 wurde er in Konstantinopel verhaftet und mit Hunderten von armenischen Intellektuellen nach Ostanatolien deportiert. Vermutlich auf Intervention des US-amerikanischen Botschafters ordnete der türkische Innenminister die Rückkehr des inzwischen berühmten Komponisten an. Aber Komitas konnte das Erlebte, die Verwüstung seiner Wohnung und die Zerstörung seiner Sammlung von fast 3000 armenischen Volksliedern nicht verwinden. Er verbrachte den Rest seines Lebens isoliert in Kliniken, zuletzt in der psychiatrischen Anstalt von Villejuif bei Paris. Nach seinem Tod wurden seine sterblichen Überreste nach Jerewan gebracht und dort im Pantheon bestattet. Er gilt heute allgemein als Begründer der modernen klassischen Musik Armeniens. Zu seinen bekanntesten Liedern zählen *Tsirani Tsar (Aprikosenbaum)* und *Antuni (Ohne Obdach)*, die Komitas vertont hat. Die Texte sind älter, wurden aber von Komitas neu geschrieben und von den Hörern auf 1915 bezogen.

Aprikosenbaum

Aprikosenbaum, trage keine Früchte, Waj!
 Reibe deine Äste nicht aneinander, Waj!
 In deinem Schatten wandere ich immer,
 rühre nicht an meinen Kummer.
 In deinem Schatten wandere ich immer,
 rühre nicht an meinen Kummer. Ja, gebt, gebt zurück!
 In den Bergen ist kühler Wind aufgekommen.
 Meines Herzens Freude ist ins Meer gefallen.
 Geh!, du Schreckensjahr und komme nie wieder.
 Schwarze Trauer hat sich um meinen Hals gelegt.
 Kühler, kühler, kühler Wind ist aufgekommen.
 Meines Herzens Freude ist ins Meer gefallen.

Ohne Obdach

Mein Herz gleicht den verfallenen Häusern.
Die Balken gebrochen, wacklig die Stützen.
Ihre Nester mögen die wilden Vögel darin bauen.
Stürzen werde ich mich in die angeschwollenen Flüsse.
Für die Brut der Fische soll ich Futter sein.
Ah! Junge ohne Obdach!

Ein schwarzes Meer hab ich gesehen,
doch war es weiß umgeben.
Es war stürmisch und die Wellen schlugen hoch,
aber schwarz und weiß vermischten sich nicht.
Wer hat ein Meer mit zwei Gesichtern gesehen?
Das Herz des Obdachlosen ist trüb und verwirrt.
Ach, niemals soll euer Herz schwarz von Trauer sein!
Ah! Junge ohne Obdach!

Masis Arakelian

SIAMANTO, geb. 1878, gest. 1915, wurde als Adom Yarjanian in Ostanatolien geboren, studierte in Istanbul und Paris. Ein Barde und politischer Aktivist, schrieb er *Blutige Nachrichten von meinem Freund* als Antwort auf das erste armenische Massaker im Jahr 1909. Mit seinem Freund, dem Dichter Daniel Varoujan, und vielen weiteren Künstlern und Intellektuellen wurde er am 24. April 1915 deportiert und hingerichtet.

Der Tanz

In Bardez, der Stadt, in der
immer noch Armenier sterben,
erzählte mir eine deutsche Frau unter Tränen
von dem Entsetzlichen, das sie gesehen hatte:

»Was ich erzähle – ich sah
es mit eigenen Augen.
Hinter meinem Fenster zur Hölle
biss ich die Zähne zusammen
und sah mit unbarmherzigen Augen:
Wie die Stadt Bardez
zu einem Haufen Asche wurde.
Leichen, so hoch geschichtet wie Bäume.
Vom Wasser, von Quellen,
von den Flüssen und der Straße
nahm das beharrliche Rauschen eures Bluts
Rache an meinem Ohr.

Erschrick nicht. Ich muss dir sagen, was ich sah,
nur so werden die Leute die Verbrechen verstehen,
die Menschen den Menschen antun.
Zwei Tage lang, an der Straße zum Friedhof ...
Die Herzen der ganzen Welt sollen es wissen.
Es war Sonntagmorgen,
der erste nutzlose Sonntag, der über den Leichen anbrach.
Vom Abend bis zum Morgengrauen in meinem Zimmer,
mit einer niedergestochenen jungen Frau,
meine Tränen nästen ihren Tod.
Plötzlich hörte ich in der Ferne

eine dunkle Meute in einem Weinfeld.
Sie peitschten zwanzig Bräute aus
und sangen dazu schmutzige Lieder.

Ich verließ die halb tote Frau auf ihrem Strohlager
und ging zum Balkon,
die Meute schien ein undurchdringliches Dickicht.
Ein Tier von Mann brüllte: »Tanzen sollt ihr,
tanzen zu unseren Trommelwirbeln.«
Die Peitschen knallten
auf das Fleisch dieser Frauen.
Hand in Hand fingen die Bräute im Kreis zu tanzen an.
Für einen Augenblick beneidete ich meine verwundete Nachbarin,
wie sie mit einem ruhigen Röcheln das Universum verdammt
und ihre Seele den Sternen übergab ...
Vergeblich reckte ich die Fäuste.
»Tanzt!«, schrien sie im Delirium,
»tanzt, bis ihr tot seid, ihr ungläubigen Schönen,
mit euren schwingenden Brüsten tanzt!
Ihr seid verlassen, nackte Sklaven jetzt,
tanzt wie ein Haufen dreckiger Nutten.
Wir wollen es euch besorgen.«
Zwanzig anmutige Bräute brachen zusammen.
»Los, steht auf!«, schrie die Meute
und schwang die Schwerter.
Dann brachte einer einen Krug mit Kerosin.
Menschliche Gerechtigkeit, ich spucke dir ins Gesicht.
Die Bräute wurden mit Öl übergossen.
»Tanzt!«, brüllten sie,
»hier ist ein Duft, den selbst in Arabien ihr nicht bekommt.«
Mit einer Fackel legten sie
Feuer an die Bräute.
Und die versengten Körper
wälzten sich und stürzten dem Tod entgegen ...
Ich schlug die Fensterläden zu
und ging hinüber zu dem toten Mädchen
und fragte: »Wie kann ich meine Augen ausgraben?«

VAHAN TEKEYAN, geb. 1878, gest. 1945, überlebte den Genozid vom April 1915, weil er zu der Zeit geschäftlich in Jerusalem zu tun hatte. Er ging von Jerusalem nach Kairo und lebte dort im Exil bis zu seinem Tod.

Gebet auf der Schwelle des Morgen

Schau. Neue Sprösslinge kommen durch die Erde.
Aber was Dornen ist und was Weizen,
weiß ich nicht. Dem Appetit,
der gestillt ist, mag alles Spreu sein,
während dem Hungrigen alles Getreide ist.

Undeutliche Geräusche in der Ferne, Schläge,
Schritte, ein quälender Angriff,
mit ihrem Blut zünden die Unterdrückten
rote Flammen an.
Und die Regenfälle schwitzen und schwellen
zur Flut, welche die Wände
der ältesten Dämme zerdrückt.
Herr, es ist an der Zeit,
Deine Weisheit und Güte
den Gemarterten zu schicken. Auch wenn
sie vergessen haben, sie brauchen Dich,
da sie so nah am Abgrund straucheln.

O Gott, der Du den Geist geschmückt
und das Öl des Lebens ausgeschüttet hast,
lass nicht zu, dass Deine Lampen umgestürzt werden.
Lass sie den Pfad zu Deiner Wahrheit erleuchten.

Pflanze Liebe in die Augen der Mächtigen
von Heute und Morgen. Lass es nicht zu,
dass sie ihre Herzen verschließen.

Und sieh zu, dass die Herzen der Kinder
und der Greise empfänglich bleiben
für Zärtlichkeit und Hoffnung.

Lass den Kampf unserer Zeit kurz sein.
Lass ihn ein gerechtes Ende finden.

Lass die Festung aus Egos,
diese gewaltige Barrikade,
einstürzen. Und lass jeden Schatz
jedem Menschen zuteilwerden. Lass
jedes Gartentor offen sein. Keine Blume soll
zerdrückt werden, nicht ein einziger Ast fallen.

Diana Der Hovanessian / Marzbed Margossian / Joachim Sartorius

2. ERSTER WELTKRIEG (1914–1918)

Im Sommer 1914 entflammt in Europa eine bis dahin beispiellose Form der Kriegshysterie. Millionen Männer ziehen singend an die Front. Ganze Divisionen brennen um geringster Geländegewinne willen »bis zur Schlacke aus«, wie es alsbald in der dem industriellen Krieg angepassten Sprache heißt. Von den europäischen Mächten als kurzer Feldzug geplant, artet der Krieg in ein vierjähriges Gemetzel mit über zehn Millionen Toten aus.

Dichter stehen dabei überall in vorderster Linie. Sie nehmen an diesem organisierten Massenmord in der Doppelrolle als Täter und Opfer teil. Viele Briefe und Gedichte spiegeln die labile Gefühlslage einer Generation wider, die der Hoffnung auf Erneuerung der Gesellschaft durch den Krieg zunächst erlag und ihn dann selbst leidvoll erfahren musste. Anfängliche Begeisterung, wie bei Guillaume Apollinaire, schlägt rasch um in Desillusion und Verzweiflung. In vielen Gedichten spüren wir den Drang, ganz jenseits von nationalem Pathos das Grauen des Krieges unbeschönigt auszudrücken und damit auch die chauvinistische Propaganda zu Hause zu entlarven. In der apokalyptischen Radikalität, in brutaler Diktion und harter Syntax gehen die deutschen expressionistischen Dichter, insbesondere Wilhelm Klemm, Franz Richard Behrens und August Stramm, noch weiter als die englischen »trench poets« Wilfred Owen und Siegfried Sassoon. August Stramm stellt die Ordnung der Sprache selbst infrage, Georg Trakl erfindet Bildwelten, die den Surrealismus vorwegnehmen.

Im Rückblick scheint es, als habe diese Dichtung den Ersten Weltkrieg als die europäische Schlüsselkatastrophe des Jahrhunderts erkannt.

WILHELM KLEMM, geb. 1881, gest. 1968. Erlebte den Ersten Weltkrieg als Feldarzt an der Westfront. Die expressionistische Zeitschrift *Die Aktion* eröffnete ihre Rubrik »Verse vom Schlacht-Feld« mit seinen nüchternen und doch bilderreichen und visionären Versen. Das Erlebnis des Krieges als Trauma und tief greifende Verstörung blieb weit über das Kriegsende hinaus eine Grundstimmung der Lyrik Klemms.

Schnee

Nun ist wieder Schnee gefallen.
Das Land liegt weiß wie ein Roman.
Seltsam, unwirklich. Ein Leben ohne Hülle
Wandern unsre Gedanken. Wach auf, mein Freund!

Hörst du nicht das Schießen? Es ist Krieg, Weltkrieg.
Überlege es nur, Weltkrieg! Was in Vorträumen gelb
Spukte, ist Wahrheit. Blicke nicht in die Flocken,
Die fallen wie immer und je. Nimm Stelzen der Phantasie.

Jage auf Geisterschenkeln über all die Begebnisse
Entlang die Wege und Umwege Gottes,
Die du nie begreifst. Bis dein atemloses Herz
Plötzlich anhält. Und du dich wiederfindest, unter dem Helm.

Die Aktion, 20. 3. 1915

An der Front

Das Land ist öde. Die Felder sind wie verweint.
Auf böser Straße fährt ein grauer Wagen.
Von einem Haus ist das Dach herabgerutscht.
Tote Pferde verfaulen in Lachen.

Die braunen Striche dahinten sind Schützengräben.
Am Horizont gemächlich brennt ein Hof
Schüsse platzen, verhallen – pop, pop, pauuu.
Reiter verschwinden langsam im kahlen Gehölz,

Schrapnellwolken blühen auf und vergehen. Ein Hohlweg
Nimmt uns auf. Dort hält Infanterie, naß und lehmig.
Der Tod ist so gleichgültig wie der Regen, der anhebt.
Wen kümmert das Gestern, das Heute oder das Morgen?

Und durch ganz Europa ziehen die Drahtverhaue,
die Forts schlafen leise.
Dörfer und Städte stinken aus schwarzen Ruinen,
wie Puppen liegen die Toten zwischen den Fronten.

Gloria!, Frühjahr 1915

Schlacht an der Marne

Langsam beginnen die Steine sich zu bewegen und zu reden.
Die Gräser erstarren zu grünem Metall. Die Wälder,
Niedrige, dichte Verstecke, fressen ferne Kolonnen.
Der Himmel, das kalkweiße Geheimnis, droht zu bersten.

Zwei kolossale Stunden rollen sich auf zu Minuten.
Der leere Horizont bläht sich empor.
Mein Herz ist so groß wie Deutschland und Frankreich zusammen,
Durchbohrt von allen Geschossen der Welt.

Die Batterie erhebt ihre Löwenstimme
Sechsmal hinaus in das Land. Die Granaten heulen.
Stille. In der Ferne brodeln das Feuer der Infanterie,
Tagelang, wochenlang.

Die Aktion, 24. 10. 1914

Schlachtenhimmel

Jeden Morgen hebt der Tag die Sonne,
Ein blutiges Kind, empor zum Himmel.
Das Heer schüttelt sich wie ein großer Vogel.
Ins Gelände geduckt, irgendwo südwärts, ist – der Feind.

In der Ferne räuspert Gewehrfeuer.
Und jetzt zersprengen die Kanonen den Horizont.
Unsichtbare Kolosse der Luft
Heulen auf, kreischen verzweifelt, platzen.

Die Schrapnelle flecken den Himmel
Wie einen Panther. Riesiges Raubtier,
Lauert er über uns, und verspricht doch
Wie immer und je die ewige Ruhe.

Die Aktion, 21. 11. 1914

Vormarsch

Die Truppen marschierten, marschierten, mager und wild
Vor Anstrengung. Andere schliefen im Graben –
Auf dem Felde standen Pferde in schweren Decken
Grade gegenüber dem Sonnenuntergang.

Wolken hingen herab, himmlische Eingeweide,
Die langsam und traurig über die Erde schleifen.
Wagen fahren auf. Große Feuer brennen.
Graue Soldaten stehen darum wie Riesen.

Feierlich strahlen die goldenen Flammen.
Und unter den langen Mänteln und schmutzigen Feldröcken
Seh ich schon Rippenbögen und Röhrenknochen,
die sich heute noch seltsam und still bewegen.

Die Aktion, 27. 2. 1915

AUGUST STRAMM, geb. 1874 in Münster, gefallen 1.9.1915 in Weißrussland. Postinspektor, Lyriker, Mitglied des »Sturm-Kreises« um Herwarth Walden. In einem Feldpostbrief kurz vor seinem Tod schildert er eindrücklich die Wirkungen des Krieges: »Hast Du schon mal einen Fleischerladen gesehen, in dem geschlachtete Menschen zum Kauf liegen. Und dazu stampfen mit ungeheurem Getöse die Maschinen und schlachten immer neue in sinnreichem Mechanismus. Und Du stumpf darin gottlob stumpf Schlächter und Schlachtvieh.«

Patrouille

Die Steine feinden
Fenster grinst Verrat
Äste würgen
Berge Sträucher blättern raschlig
Gellen
Tod.

ALFRED LICHTENSTEIN, geb. 1889 in Berlin, gefallen am 25.9.1914 an der Westfront bei Reims. Jurist, bewegte sich in den expressionistischen Zirkeln in Berlin und publizierte in *Der Sturm*, ab 1912 auch in der *Aktion*.

Die Schlacht bei Saarbürg

Die Erde verschimmelt im Nebel.
Der Abend drückt wie Blei.
Rings reißt elektrisches Krachen
Und wimmernd bricht alles entzwei.

Wie schlechte Lampen qualmen
Die Dörfer am Horizont.
Ich liege gottverlassen
In der knatternden Schützenfront.

Viel kupferne feindliche Vögelein
Surren um Herz und Hirn.
Ich stemme mich steil in das Graue
Und biete dem Morden die Stirn.

Abschied

kurz vor Abfahrt zum Kriegsschauplatz
für Peter Scher

Vorm Sterben mache ich noch mein Gedicht.
Still, Kameraden, stört mich nicht.

Wir ziehn zum Krieg. Der Tod ist unser Kitt.
O, heulte mir doch die Geliebte mit.

Was liegt an mir. Ich gehe gerne ein.
Die Mutter weint. Man muß aus Eisen sein.

Die Sonne fällt zum Horizont hinab.
Bald wirft man mich ins milde Massengrab.

Am Himmel brennt das brave Abendrot.
Vielleicht bin ich in dreizehn Tagen tot.

FRANZ RICHARD BEHRENS, geb. 1895, gest. 1977. Dichter, Drehbuchautor und Sportkolumnist. Die 116 in seinem Feldtagebuch vom März 1915 bis zum August 1916 enthaltenen Gedichte belegen seinen Rang als bedeutendster Wortkünstler des Expressionismus neben August Stramm. Sein einziger zu Lebzeiten publizierter Gedichtband *Blutblüte* erschien im Berliner Verlag *Der Sturm*.

Ostpreußischer Kinderreim 1915

Dicker gelber Zeppelin
 Friß die freche Fliegerbien
 Hängst so fett am Wolkenrand
 Schenk uns Fried und Heimatland.

Bombenwurf

Herrlichkeit will Schmerz
 Die wildesten Farben
 Geilen nun mal eben
 In zerrissenen Leichen bleiben
 Schauen klafft Schaudern
 Gießt ein Silbertropfen ins
 Blaublank
 Fließen vier Zähren
 Stahlplatten klappen
 Schlüssel poltern hohle
 Eisenstiegen herab
 Zackend
 Heulsekunden
 Feige bin ich nicht
 Warum schmeißen sich denn
 Deine Beine so plötzlich
 Herum?
 Schlucktest so wahnsinnig
 Millimeter

Taumel
Selbstaushachen
Alleszerlachen
Kriegverlachen
Kettenkreise Schädelberge
Höhnen mich an
Russen
Die ich nie und nimmer sah

GEORG TRAKL, geb. 1887, gest. 1914 in Krakau. Apotheker, wurde 1914 bei Kriegsausbruch eingezogen und erlebte als Sanitätsfähnrich die Schlacht bei Grodek, unter deren Eindruck er zusammenbrach. Im Lazarett in Krakau starb er an einer Überdosis Kokain. *Grodek* gilt als sein großes Gedicht der Spätzeit. Theodor W. Adorno hat von dem »rotierenden Wahnsinn« der Zeit und der Zeitgenossenschaft gesprochen. Hier, in diesem Gedicht, wird der Wahnsinn ansichtig. In der parataktischen Fügung der ineinandersprechenden Bilder erinnert *Grodek* an den späten Hölderlin. Die Realität des Krieges in den ersten Verszeilen, die Durchdringung von Lebens- und Persönlichkeitsgeschichte, das geisterhaft auftauchende Bild der Schwester, an die er inzestuös gebunden war, der düstere Kosmos der Natur – all dies ergibt eine unauflösbare Folge von Angst, Paranoia, Schmerz und peinigen-der Trauer.

Grodek

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
 von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
 und blauen Seen, darüber die Sonne
 düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
 sterbende Krieger, die wilde Klage
 ihrer zerbrochenen Münder.
 Doch stille sammelt im Weidengrund
 rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt,
 das vergossne Blut sich, mondne Kühle;
 alle Straßen münden in schwarze Verwesung.
 Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
 es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
 zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
 und leise tönen im Rohr die dunklen Flöten des Herbstes.
 O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre,
 die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
 die ungeborenen Enkel.

Im Osten

Den wilden Orgeln des Wintersturms
Gleicht des Volkes finstren Zorn,
Die purpurne Woge der Schlacht,
Entlaubter Sterne.

Mit zerbrochnen Brauen, silbernen Armen
Winkt sterbenden Soldaten die Nacht.
Im Schatten der herbstlichen Esche
Seufzen die Geister der Erschlagenen.

Dornige Wildnis umgürtet die Stadt.
Von blutenden Stufen jagt der Mond
Die erschrockenen Frauen.
Wilde Wölfe brachen durchs Tor.

GUILLAUME APOLLINAIRE, geb. 1880 in Rom, gest. 1918 in Paris. Eng verbunden mit den Futuristen und kubistischen Malern, die er förderte, gilt er mit seinen Gedichtsammlungen *Alcools* (1913) und *Calligrammes* (1918) als Schöpfer eines neuen lyrischen Stils und Vorläufer des Surrealismus. Er feiert den Weltkrieg als Beginn einer neuen, glorreichen Epoche, meldet sich als Freiwilliger mit Ausländerstatus und wird im Dezember 1915 endlich für die Armee gemustert und an die Front versetzt. Am 17. März 1916, acht Tage nachdem er Franzose geworden ist, durchbohrt ein Granatsplitter seinen Helm, bricht den Schädel und verletzt sein Gehirn. Mehrere Operationen folgen. Im November 1918 infiziert er sich an der Spanischen Grippe und stirbt zwei Tage vor dem Waffenstillstand. Sein kriegsbegeisterter Optimismus wirkt heute befremdlich, das vitale Bekenntnis zur Moderne in denkbar schärfstem Kontrast zum depressiven und rätselhaften Spätwerk von Georg Trakl.

Krieg

Zentralnerv des Kampfes

Kontakt über Funk

Man schießt in Richtung »der vernommenen Geräusche«

Die Jungs der Klasse 1915

Und diese elektrisierten unverwüstlichen Söhne

Beweint doch nicht die Schrecken des Krieges

Vor ihm hatten wir nur die Oberfläche

Der Erde und der Meere

Nach ihm werden wir die Abgründe haben

Den Untergrund und den Luftraum

Meister des Steuerruders

Danach danach

Werden wir uns entspannen

Und alle Freuden der Sieger kosten

Frauen Spiele Fabriken Geschäfte

Industrie Landwirtschaft Metalle

Feuer Kristall Geschwindigkeit

Stimme Blicke den Takt für sich

Und gemeinsam im Takt von weit her

Von noch weiter weg

Vom Jenseits dieser Erde

Joachim Sartorius

WILFRED OWEN, geb. 1893, gest. 1918. Gemeindegeldner in Dunsden, dann Sprachlehrer in Frankreich, trat er im Oktober 1915 freiwillig in die britische Armee ein. Kurz nach dem Einsatz in Frankreich wurde er wegen der Folgen eines schweren Front-Traumas in das Craiglockhart-Krankenhaus bei Edinburgh eingeliefert, wo er Siegfried Sassoon kennenlernte, der ihn wiederum mit Robert Graves bekannt machte. Owens reife Dichtung vom *Pity of War*, dem Elend des Krieges, reflektiert in einer breiten Skala von Tönen den Zusammenbruch der europäischen Zivilisation. *Dulce et decorum est* (Latein für: Süß und ehrenvoll ist es) ist der Titel seines wohl berühmtesten Gedichts. Es beschreibt einen Gasangriff und den dadurch verursachten Tod eines unbekanntes Soldaten. Owen verwendet die Zeile von Horaz, die vollständig »Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben« lautet, ironisch, ja sarkastisch, was in den letzten Zeilen des Gedichts – *Die alte Lüge* – deutlich wird.

1914

Krieg brach aus: Welt-Winters Nacht
 Senkt sich vernichtend über alles hin.
 Der Pesttornado, entsprungen in Berlin,
 Hat über ganz Europa sich schon hergemacht,
 Des Fortschritts Segel fetzend. Entehrt
 Oder gerafft der Künste Fahnen; Geheul; Hunger kehrt
 In Denken und Fühlen. Dünn ist der Liebe Wein.
 Des Menschenherbstes Korn fault, ist verheert.

Denn nach des Frühlings früher Blütenherrlichkeit
 In Griechenland, entflammte Rom in Sommers Feuer;
 Mild senkte sich ein Herbst der heimischen Scheuer
 Mit Frucht und Fülle bedächtig großer Zeit.
 Jetzt kommt für uns nur wilder Winter und das Los,
 Statt Samen Blut zu säen in neuen Frühlings Schoß.

Hymne für die verdammte Jugend

Welch Grabgeläute denen, die wie Schlachtvieh sterben?
 – Die ungeheure Wut nur der Kanonen.
 Das schnelle Schnacken nur von stotternden Gewehren
 Kann ihre Stoßgebete übertönen.
 Jetzt weder Glocken und Gebete, die sie höhnen;
 Noch Stimmen sonst der Klage ihnen; nur Gesänge, –
 Die schrillen Wahngesänge der Granaten, ihr Stöhnen,
 Und fern aus trauervollen Gauen rufend, Hörnerklänge.

Wird Beistand ihnen und von welcher Kerzen Schein?
 Nicht in den Händen von Knaben, in ihren Augen immer
 Soll glänzen allen Abschieds heiliger Schimmer;
 Blässe von Mädchenstirnen soll ihr Bahrtuch sein;
 Die Zärtlichkeit geduldiger Seelen ihr Blumenflor.
 Und langsame Dämmerung zieht abends die Läden vor.

Dulce et decorum est

Gekrümmt wie alte Bettler unter ihrer Säcke Last
 Mit aufgeschundenen Knien, wie Hexen hustend, unter Fluchen,
 Weg von den Leuchtraketen, die uns jagten, durch Morast,
 Begannen wir, nach unserm fernen Ruheplatz zu suchen.
 Männer schliefen marschierend, vielen blieb der Stiefel stecken –
 Doch hinkten weiter, blutwund, blind und wie in Stücken,
 Betrunknen vor Erschöpfung, taub, vom Pfeifen nicht zu wecken
 Zu kurz geschosßner Fünfpunkt-Neuner in ihrem Rücken.

Gas! Gas! Schnell Jungs! – Die Raserei von Fingern,
 Die plumpen Masken grad noch aufzuschnallen;
 Nur einer schrie noch laut im Schlingern,
 Wie einer, der in Feuer oder Kalk brennt, im Fallen.
 Verschwommen durchs beschlagne Glas, Licht so grün und dick
 Wie unter einem grünen Meer: so sah ich ihn ertrinkend.

In allen Träumen, vor meinem hilflosen Blick,
 Wirft er sich nach mir, gurgelnd, erstickend, ertrinkend.

Wenn du nur einmal in würgendem Traum
 Hinter dem Karren gingst, auf den wir ihn geworfen,
 Die weißverdrehten Augen sähst, auf dem Gesicht den Schaum,
 Sein hängendes Gesicht wie eines Teufels krank von Sündenschorfen,
 Und hörtest du, wie ihm das Blut bei jedem Stoß
 Gurgelnd aus schaumverstopften Lungen quillt,
 Obszön wie Krebs und bitter wie ein fetter Kloß
 Aus Rotz, wie Schwären auf reinen Zungen, die nichts mehr stillt:
 Nie würdest du, Freund, Kindern eine Story
 Von Krieg und Ruhm servieren und den Rest
 Des alten Lügenworts: *Dulce et decorum est*
Pro patria mori.

Der Schläfer

Gelehnt an den Tornister, helmbedeckt,
 Nach so vielen Tagen Wacht und Placken,
 Hat Schlaf ihn an der Stirn gefaßt und hingestreckt.

In seines Schlafens schöner Nichtzeit ruht er noch,
 Da hat der Tod nach seinem Herz gefaßt. Da stieg ein Quaken
 Des abgetriebnen Lebens, das noch hüpfte, in ihm hoch,
 Dann wurden Brust und Arm noch einmal träge.

Und bald quoll schwer verirrtes Blut hervor und kroch
 Vorm eingedrungenen Blei davon, wie Ameisen auf ihrem Wege.

Ob seinen tiefren Schlaf nun überschatte das Schlagen
 Großer Schwingen und der Geist, welcher der Sterne Scharen
 Hängte, auf Gottes stillen Kissen aufgebettet und getragen,
 Weit über diesen Wolken, Regen, Schlossen Blei
 Und dieser Winde Skimetaren;
 – Ob sich sein armer, aufgequollner Kopf dem Einerlei
 Des Moders schon vermische als Ungestalt;
 Und ob sein Haar wie Gras schon unterm grauen Grase stehe
 Erschöpfter Felder, Drahtgerippe rostig-alt,
 Wer weiß? Wer hofft? Wen kümmerts? Dies gehe
 Vorbei. Er schläft. Er schläft so angstvoll nicht, so kalt
 Wie wir, die wachen und die wachend sagen: Wehe!

SIEGFRIED SASSOON, geb. 1886, gest. 1967. Studierte in Cambridge und kultivierte das Leben eines Country-Gentleman. Einen Tag nach der Kriegserklärung Großbritanniens an das Deutsche Reich meldete er sich zum Wafendienst. Vom Tod eines Freundes erschüttert, selbst schwer verwundet, begann er satirisch zugespitzte Gedichte gegen den Krieg zu schreiben. Die im Juli 1917 veröffentlichte *A Soldier's Declaration* kam einer öffentlichen Befehlsverweigerung und Desertion gleich. Nur weil sich Bertrand Russell und Robert Graves für ihn einsetzten, wurde er nicht vor ein Kriegsgericht gestellt, sondern in ein Lazarett geschickt und psychiatrisch behandelt. Nach Kriegsende veröffentlichte er seine Erinnerungen.

Unsere Jungs

Der Bischof sagt: »Wenn unsre Jungs nach Hause kommen,
Sind sie nicht mehr dieselben; sie haben sich geschlagen
In dem gerechten Krieg, führten die Schlußattacke
Gegen den Antichrist; das Blut der Kameraden, die erlagen,
Hat neues Recht erkauf, ein ehrenvoll' Geschlecht zu zeugen:
Sie stellten sich dem Tod und ließen sich nicht beugen.«

»Von uns ist keiner mehr derselbe!« kommts von den Jungen.
»George verlor beide Beine, Billy ist stockblind;
Der arme Jim stirbt an durchschoßnen Lungen
und Bert hat Syphilis: Sie finden keinen von uns hier,
Der diente und noch so ist wie er war.«
Darauf der Bischof: »Gottes Wege – wahrlich wunderbar!«

Joachim Utz

WILLIAM BUTLER YEATS, geb. 1865 bei Dublin, gest. 1939 in Cap Martin, Südfrankreich. Dramatiker und Lyriker, beeinflusst von William Blake schrieb er anfangs in symbolistischer Tradition, später wurde seine Bildersprache immer verschlüsselter. Erhielt 1923 den Nobelpreis für Literatur. Das Gedicht *Ein irischer Kampfflieger sieht seinem Tod entgegen* schrieb er zum Gedenken an seinen Freund Robert Gregory, der am 23. Januar 1918 an der italienischen Front abgeschossen wurde.

Ein irischer Kampfflieger sieht seinem Tod entgegen

Ich weiß, ich finde mein Geschick
Hoch über Wolken irgendwo.
Die ich bekämpfe haß ich nicht,
Die ich beschütze lieb ich nicht;
Mein Vaterland: Kiltartan Cross,
Mein Volk: das sind die Armen bloß,
Dem kann das Ende, wie es kommt,
Nicht Unheil bringen noch Erfolg.
Nicht Pflicht und nicht Gesetzeszwang,
Kein Staatsmannwort, kein Jubelschrei,
Allein einsamer Lustimpuls
Trieb zu der Wolken Aufruhr hier.
Erwogen hab ich und bedacht:
Jahre die kommen, sind vertan,
Vertan die Jahre, die schon warn;
Im Gleichmaß dieses Lebens, dieses Tods.

Günter Gerstberger

ROBERT GRAVES, geb. 1895 in London, gest. 1985 in Deiá/Mallorca. Meldete sich im August 1914 freiwillig zur Armee, kämpfte an der Somme, wo er schwer verwundet wurde. Er schrieb ironisch-satirische Gedichte über den Krieg und beeinflusste Siegfried Sassoon, den er an der Front kennenlernte. Graves brauchte zehn Jahre, um sein schweres Kriegstrauma zu überwinden. Nach dem Erfolg seines autobiographischen Kriegsbuches *Goodbye to all That* (1929) zog er sich nach Mallorca zurück, schrieb historische Romane und das mythologische Kompendium *The White Goddess*.

Ein toter Boche

Wer meine Lieder liest vom Krieg
 Und nur von Blut und Ruhm was hören will,
 Dem sage ich (du hast es schon gehört)
 »Krieg ist die Hölle!« und wenn du's nicht glaubst:
 Heute fand ich in Mametz Wood
 Ein sichres Mittel gegen Lust und Blut:

An einem Baumstumpf angelehnt saß dort,
 Mitten im schmutzigen Gerät und Dreck,
 Ein toter Boche; er schaute finster drein und stank,
 Mit Kleidern und Gesicht von faulem Grün,
 Mit dickem Bauch, bebrillt, und Stoppelhaar;
 Es sickerte noch schwarzes Blut aus Nas und Bart.

Joachim Utz

Wenn ich getötet bin

Wenn ich getötet bin, denkt nicht von mir:
Begraben dort in Cambrin Wood.
Und auch in Zions Feste denkt mich nicht,
Bei denen, die so unerträglich gut.
Und eins ist mir vollkommen klar:
Verdammt noch mal, wenn ich zur Hölle fahr!

Wenn ich also getötet bin, dann wartet nicht
In dunklen Korridoren auf Bescheid.
In Himmel oder Hölle wartet nicht,
Sonst wartet ihr in Ewigkeit.
Ihr könnt mich finden, lebend-tot, im Grab
Der Verse, die ich euch zu lesen gab.

Wenn ich also getötet bin, weint nicht um mich –
Erschossen, armer Kerl, jung und gesund,
Getötet und dahin – weint nicht um mich.
Mein Leben hängt an eurem Mund:
Ihr könnt, Freunde, Geliebte – ihr allein
Den Spielgefährten aus dem Grab befrein.

Joachim Utz und Horst Meller

JOSEPH BRODSKY, geb. 1940 in Leningrad, gest. 1996 in New York. Wegen »Parasitentums« wurde er 1964 zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt und konnte, nach massivem Protest führender russischer und westlicher Intellektueller, nach Leningrad zurückkehren und 1972 in die USA emigrieren. Das Gedicht *Elegie* kann mit seinen Klage- und Trauermotiven als ein Abgesang auf den Ersten Weltkrieg, auf alle Kriege gelesen werden. Für sein metaphysisch grundiertes, an die klassische russische Dichtung anknüpfendes lyrisches Werk erhielt er 1987 den Nobelpreis für Literatur.

Elegie

Ein Jahr ist es her. Zurückgekehrt bin ich aufs Schlachtfeld,
zu den Vögeln mal dämmeriger, mal rostroter Schattierung,
die, eine Rasierklinge oder höchstens eine Braue
nachahmend, verstehen, die Schwingen auszubreiten.

Jetzt bietet man hier feil: Knöchelreliquien, deine sonnengebräunte
Bronze-Rüstung, ein erstorbenes Lächeln, dräuendes
Verlangen nach Frischfleisch, erinnerte Untreue und den Abdruck
zahlloser Körper auf den gewaschenen Bannern.

Alles überwuchern die Menschen. Ruinen sind eine sture
Architektur, und der Unterschied zwischen Herz und schwarzer Grube
ist fließend – keine Angst, wir werden nicht eines
Tages wieder aufeinanderprallen wie blinde Eier.

Wenn einem keiner ins Gesicht sieht, morgens
geh ich zu dem Denkmal, gebaut aus dem Stoff der Sorgen
anhaltender Alpträume. Es trägt die Inschrift: »Eroberer«,
verwittert zu: »Oberer«, mittags heißt's: »Voriger«.

Birgit Veit

3.

RUSSISCHE REVOLUTION 1917 UND NOVEMBERREVOLUTION IN DEUTSCHLAND 1918

Nach dem Sturz des Zaren im Februar 1917 übernahmen die Bolschewiki unter der Führung von Lenin und Trotzki im Oktober 1917 in Russland die Macht. Die Oktoberrevolution war ein epochales Ereignis. Mit ihr begann der Siegeszug des Kommunismus. Gegen die militärischen Interventionen der Alliierten war die Rote Armee siegreich geblieben. Auch im Inneren setzten sich die Bolschewiki durch und kontrollierten ab 1922 – dem Gründungsjahr der UdSSR – den größten Teil des russischen Territoriums.

In Deutschland wurde das Kaiserreich am 9. November 1918 durch eine Revolution von Arbeitern und Soldaten gestürzt. Doch wurde die Rätebewegung binnen kurzer Zeit von der Armee und den Freikorps unter dem Kommando von Gustav Noske wieder erstickt. Während der bewaffneten Kämpfe in Berlin ermordeten am 15. Januar 1919 rechtsradikale Freikorps-soldaten die kommunistischen Revolutionsführer Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht.

Sieht man von der Sowjetunion ab, so scheiterten die Rätebewegungen, in Deutschland, aber auch im übrigen Europa. Doch stießen sie Lernprozesse in der Arbeiterbewegung und Modelle der Mitbestimmung an, die für eine Demokratie von unten beispielhaft werden sollten. Parallel zu den Rätebewegungen formierten sich in Europa nationalistische und faschistische Bewegungen.

ARNO HOLZ, geb. 1863 in Rastenburg (heute Ketrzyn), gest. 1929 in Berlin. Arbeitete als Journalist, dann als freier Schriftsteller in Berlin. Nach naturalistischen Anfängen experimentierte er mit reimlosen Versen und warf alle traditionellen Formregeln über Bord. Am bekanntesten wurde die sprachlich virtuose Sammlung *Phantasus*.

Noch eins!

Beim Leibe des Brots und beim Blute des Weins!
Merkt auf, ihr Herren im Frack!
Ihr hohen Herrn! Denn ich pfeif euch noch eins,
noch eins auf dem Dudelsack!
Und ob ihr auch flucht und mich niederschreit,
mir alles einerlei!
Die Porzellan- und Reifrockzeit
ist Gottseidank vorbei!

Vor dem Drei-Stern, den unsere Zeit gebär,
verschließt Sankt Peter die Tür:
Garibaldi heißt er und Bolivar
und Toussaint L'Ouverture!
Es wandelt der neue Jesus Christ
still durch die Völker schon:
O, glaubt mir, unser Jahrhundert ist
das Jahrhundert der Revolution!

Schaut hin, schon hats an den Nagel gehängt
Purpur und Hermelin
und sitzt am Schreibtisch tief versenkt
in die heilige Schrift des Darwin.
Ja, die biblische Spottgeburt aus Lehm
besann sich auf ihre Kraft,
und die Wahrheit entschleiert ihr Weltsystem
vor der Königin Wissenschaft!

Ihr aber tut, als wäre die Welt
noch die Welt, die sie ehemals war;
ihr bucht eure Titel und zählt euer Geld
und faselt von Thron und Altar!
Ihr faselt im Wachen, ihr faselt im Traum,
und im Frühling geniert euch der Wind,
und keiner merkt, wie im Freiheitsbaum
schon die Knospen gesprungen sind!

Ihr spreizt euch und bläht euch und nörgelt und mault
trotz Hunger und Dynamit
und seid doch an Körper und Geist verfault,
verfault bis ins hundertste Glied!
Ihr haßt das Licht wie die Pestilenz,
und der Schuftigste brüllt: ich riskiers!
und sneuzt sich und schwört auf die Intelligenz
der – hinterpommerschen Peers!

Doch ein braver Fluch ist auch ein Gebet
und die Marseillaise ein Lied,
drum wenn das noch lange so weitergeht,
dann weiß ich, was geschieht!
Dann ruft das Volk: Vermaledeit!
He, Pulver her und Blei!
Die Porzellan- und Reifrockzeit
ist Gottseidank vorbei!